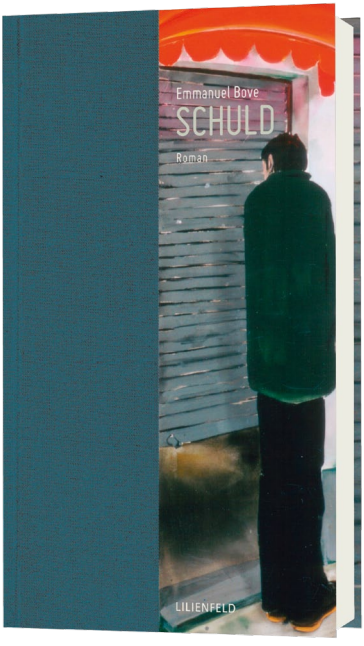
LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



EMMANUEL BOVE
SCHULD
Roman
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-16-8

Changarnier setzte sich in den einzigen Sessel seines elenden Zimmers. Seit dem Vortag schneite es, und die Schneeflocken setzten sich auf die Fensterscheiben wie Insekten auf eine Wand.

Changarnier blickte auf seine abgenutzten Schuhe. „Ich werde nasse Füße bekommen, wenn ich auf die Straße gehe", dachte er, „aber wenn ich hierbleibe, was soll ich dann machen?" Er stand auf, zündete sich eine Zigarette an. Er hatte keinen Durst und wollte dennoch trinken. Er hatte keinen Hunger und wollte dennoch essen. Er warf die Zigarette fort, denn er hatte keine Lust zu rauchen. In der kalten Luft seines geschlossenen Zimmers machte sich ein abgestandener Geruch breit. „Ich bin ja schließlich keine Null", murmelte er. Er ging zu einem Spiegel. „Du! Eine Null!" Unerwartet schroff, so als hätte er unhöflich sein wollen, wandte er seinem Spiegelbild den Rücken zu und zögerte dann ein paar Sekun-

den lang. Er wußte nicht, was er tun sollte. Sich wieder hinsetzen? Er hob die fortgeworfene Zigarette auf, zündete sie erneut an. „Wo bin ich?“ fragte er sich, lächelnd. Schließlich ließ er sich in den Sessel fallen.

Ein paar Minuten döste er vor sich hin, als jemand an die Tür klopfte.

„Was gibt's denn?“ fragte er wie mechanisch.

„Ich bin's“, antwortete eine Frauenstimme.

Er ging die Tür öffnen und stand einer kränklich wirkenden jungen Frau gegenüber, die sich ihres heruntergekommenen Zustands anscheinend noch nicht klar geworden war. Abermals zündete Changarnier seine Zigarette an und musterte die soeben Gekommene mit spöttischem Blick.

„Schämst du dich eigentlich nicht, so heruntergekommen zu sein?“ fragte er. „Schämst du dich nicht, bei allen Leuten, die dich kennen, Mitleid zu erregen? Besitzt du denn kein bißchen Würde? Lebst du denn wie ein Tier? Wenn ein Mann dir etwas zu trinken spendieren würde, würdest du mitgehen. Er könnte dich in ein Dreckszimmer wie dieses hier führen und du würdest ihm immer noch folgen. Du willst von ihm nichts im voraus, aber dann, hinterher, versuchst du, die-

sem satten Glückspilz ein paar Scheine aus der Tasche zu ziehen. Und trotzdem lebst du, und du hast den perfekten Körper eines Menschen, fünf Finger an jeder Hand, fünf Zehen an jedem Fuß. Du armseliges Ding! Begreifst du nicht, daß es auf dieser Welt noch etwas anderes gibt als diese Erbärmlichkeit, in der du vegetierst? Begreifst du nicht, daß es ein höheres Sein gibt?“

Die gerade erst Eingetroffene hörte dieser Tirade unbeeindruckt und ohne zu unterbrechen zu. Sie trug einen gefärbten, billigen Kaninchenmantel, an dem die Knopflöcher eingerissen waren. Ihr Kopf war von einer Mütze bedeckt. Diese schlichte Aufmachung gab dieser mit Sarkasmus überschütteten Frau eine noch dramatischere Note. Changarnier indes schien für dieses Drama unempfänglich zu sein, er folgte einer fixen Idee. Sein Elend, seine Untätigkeit, sein Desinteresse an allem machten ihn unempfindlich für das Leiden anderer.

„Du bist ein armes Wrack“, fuhr er fort. „Du hast nicht einmal Respekt vor dir selbst. Richtig?“

Zustimmend nickte sie leicht mit dem Kopf.

„Du könntest arbeiten wie jeder andere. Warum tust du es nicht? Lieber bettelst du, nimmst

Drohungen und Schläge in Kauf, gibst dich für jeden dreckigen Mistkerl her."

Violette fing an zu weinen. Das Bild, das der junge Mann von ihr zeichnete, überraschte sie nicht. Wenn sie sich Mühe gab nachzudenken, dann war das, was er soeben gesagt hatte, genau das, was sie selbst von sich dachte. Doch in der Regel zog sie es vor, gar nicht zu denken.

„Du hast recht", erwiderte sie nur.

Da geschah etwas Seltsames. Changarnier, der bis jetzt arrogant gegenüber Violette gewesen war, lächelte plötzlich traurig. Dann sagte er:

„In Wahrheit bist du ein Engel, du erfährst Leid und Gemeinheiten, aber dein Herz bleibt rein. Das ist mit das Schönste auf der Welt, und sollten Leute dir etwas vorwerfen, dann schick sie zu mir; ich werde ihnen sagen, wer du bist. Und wenn sie mir nicht glauben wollen, dann prügele ich mich mit ihnen, bis ich nicht mehr kann."

Bei diesen Worten hatte sich Changarniers Gesicht verklärt. Er sah sich bereits als Verteidiger menschlicher Schwächen. Nervösen Schritts, einer starken Erregung ausgeliefert, ging er in seinem kleinen Zimmer auf und ab. Abrupt blieb

er stehen und beobachtete intensiv die Besucherin, die ihre Tränen fortwischte.

„Liebst du mich?“ fragte er sie.

„Ja“, erwiderte sie nur.

Er ging zu der jungen Frau, nahm ihre Hände und schaute sie dankbar an.

„Habe Vertrauen zu mir“, sagte er, „verliere niemals dieses Vertrauen, und du wirst sehen, eines Tages sind wir glücklich. Im Moment kommt es darauf an, daß wir auf uns selbst zählen können, daß wir immer zusammen sind. Komm, laß uns rausgehen …“

Mit diesem Vorschlag fand Violette ihr Lächeln wieder. Sie glaubte an den positiven Einfluß des freien Raums. Aus dem Haus zu gehen bedeutete für sie stets Hoffnung, Vergnügen, unbekannte Dinge. Im Treppenhaus indes wurde sie von einem Schwindel erfaßt und wäre beinahe gestürzt. Changarnier konnte sie gerade noch festhalten.

„Was ist mit dir?“ fragte er.

„Ach, nichts, nichts“, stammelte sie, als ob sie durch eigene Schuld um das schönste Vergnügen beraubt werden könnte.

„Sollen wir wieder nach oben?“

„Oh, nein, nein, laß uns rausgehen."

Es war sechs Uhr abends. Noch immer fiel der Schnee. Die Passanten beeilten sich, nach Hause zu kommen, wo, zumindest in Changarniers Vorstellung, ein gutes Feuer und eine liebe Familie auf sie warteten. Sie spazierten einige Minuten durch ihr belebtes Viertel. Rote, gelbe und grüne Leuchtreklamen schienen den Schnee, der um sie herum lag, wegzuschmelzen.

„Sollen wir dort reingehen?" fragte Changarnier, wobei er auf ein kleines Café wies, das zwar ärmlich, aber geheizt schien. „Oder sollen wir zu Lavignol gehen?"

„Gehen wir hier rein", erwiderte Violette, die nicht mehr weiterkonnte.

Eine sanfte Hitze empfing sie, erfüllt vom Geruch eines Abendessens, das in einer nahen Küche vorbereitet wurde. Womöglich zum tausendsten Mal in seinem Leben bedauerte es Changarnier, daß die Cafébesitzer nie, auch nicht gegen Geld, ihre Mahlzeiten mit den Gästen teilten. Sie setzten sich abseits an einen Tisch. Einige Minuten lang wechselten sie kein Wort. Als der Kellner schließlich zu ihnen kam, mußte Changarnier allerdings den Mund aufmachen. Den Ton seiner

eigenen Stimme zu hören, bewirkte, daß er weitersprach, als der Kellner gegangen war.

„Violette", sagte er, „eines ist sicher, dieses Leben kann so nicht weitergehen. Jeder Mensch auf der Welt hat Geld, Liebe, Vergnügen, bloß wir nicht. Jeder Mensch kommt, geht, lebt, bloß wir nicht."

Changarnier schlug mit der Faust auf den Tisch.

„So kann das nicht weitergehen."

Violette sah ihn erschrocken an. Protest war ihrer einfachen Seele fremd. Sie ertrug ihr Schicksal, und statt zu versuchen, aus ihrem Elend herauszukommen, hatte sie nach und nach nur immer verbitterter dreingeschaut. Ihre Ohnmacht war derart, daß jede Reaktion ihr sinnlos erschien. Plötzlich richtete sie sich auf, scheinbar ihre Starre ablegend. Changarnier, der Mann an ihrer Seite, weinte. Und da wurde diese Frau, die offenbar kein Recht zu leben hatte, die die Dummheit selbst verkörperte, der niemals in den Sinn gekommen wäre, unglücklich zu sein, die niemals auf irgend jemanden neidisch gewesen war, unversehens zu einer anderen. Sie neigte sich ihrem Gegenüber zu, nahm vorsichtig seine

Hand und fragte, ohne weitere Zärtlichkeiten zu wagen aus Angst, böse angefahren zu werden, mit größtem Mitgefühl:

„Aber was hast du denn?“

Er antwortete nicht. Ermutigt von diesem verzweifelten Anblick, rückte sie noch etwas näher an ihn heran.

„Sagst du mir, was du hast?“

Er stammelte einige unverständliche Worte. Dann, sich halb aufrichtend, fragte er:

„Wer auf der Erde soll mich verstehen, wer soll Mitleid mit mir haben? Ich bin allein, habe nichts, was soll aus mir werden?“

Violette kam nicht auf den Gedanken zu sagen, daß er doch sie habe – so bescheiden hatte ihr armseliges Leben sie gemacht. Sie sah ihn mit ohnmächtigem Mitleid an. Alle beide waren, obwohl durch dieselben Bande wie alle Paare dieser Welt vereint, hoffnungslos voneinander entfernt. Wenn man sie so eng beieinander sitzen sah, schien es, als ob die Liebe etwas Unbedeutendes war, solange glückliche Umstände sie nicht zur Entfaltung bringen konnten. Sie saßen zusammen wie alle Verliebten und waren dennoch einander fremd. Plötzlich stand Changarnier auf, so

als wollte er aufbrechen – und setzte sich ebenso plötzlich wieder hin. Sein Zorn auf die Welt war dermaßen geballt, daß er nicht wußte, was tun, daß er nicht mehr wußte, was denken, daß er zu allem und zu nichts bereit war.

„Laß uns gehen", sagte er unvermittelt.

Wie zuvor im Zimmer begrüßte Violette diesen Vorschlag.

Unter den weiter herabfallenden Schneeflokken gingen sie etwa hundert Meter, ohne ein Wort zu sagen. Trotz vorgerückter Stunde war die Menschenmenge nochmals angewachsen, und die Autos, die einander anstießen, weil sie so viele waren, waren ins Stocken geraten. Lautes Geschrei erhob sich von der Straße. Es war, als würde das Leben selbst nach Changarnier rufen, als wäre dieser Krach der spürbare Beweis dafür, daß es auf dieser Welt noch etwas anderes gab als seinen eigenen elenden Horizont.

Etwa zehn Minuten lang versanken sie so in immer mehr Menschen und Lärm, in Schnee und Lichtern. Violette folgte ihm mit kleinen, ängstlichen Schritten. Plötzlich wandte er sich um. Sie hatte ihn gerade gefragt:

„Willst du, daß ich dir Geld gebe?"